

LiedZentrum (2)
Mittwoch, 14. November 2007
(nachgeholt am 20.02.2008)

Betrachtungen zum Abschied

Sieben Tage vor seinem Tod, am 12. November 1828, also vor bald 180 Jahren, schreibt Franz Schubert an seinen Freund Franz von Schober einen Brief:

„Lieber Schober! Ich bin krank. Ich habe schon 11 Tage nichts gegessen und nichts getrunken und wandle matt und schwankend von Sessel zu Bett und zurück. Rinna [Dr. Ernst Rinna von Sarenbach] behandelt mich. Wenn ich auch was genieße, so muß ich es gleich wieder von mir geben. – Sey also so gut, mir in dieser verzweiflungsvollen Lage durch Lecktüre zu Hülfe zu kommen. Vom Cooper habe ich gelesen: *Den letzten der Mohikaner, den Spion, den Lootsen* und die *Ansiedler*. Solltest Du vielleicht noch was von ihm haben, so beschwöre ich Dich, mir solches bey der Frau von Bogner im Kaffeehaus zu depositiren. Mein Bruder, die Gewissenhaftigkeit selbst, wird solches am gewissenhaftesten mir überbringen. Oder auch etwas Anderes. Dein Freund Schubert.“

Eine Reaktion des Adressaten auf diesen Brief ist nicht überliefert. Seit dem Schubert-Film „Mit meinen heißen Tränen“, der das Bild Franz Schuberts in Gestalt des Schauspielers Udo Samel für die deutsche Fernseh-Öffentlichkeit prägte (einer der überflüssigsten, ja ärgerlichsten Filme, die je gezeigt wurden – jeder Terminator-Film mit dem kalifornischen Gouverneur in der Hauptrolle vermittelt mehr US-amerikanische Wirklichkeit als Lehnens Schubert-Streifen über dessen

Wiener Zeit) ... also: seit diesem Film gilt Franz von Schober als ein Windhund, dem man nicht trauen kann. Sicher, er hat seinen Freund „hängen lassen“; Syphilis galt damals als so ansteckend wie eine Erkältung. Sicher, er vermutlich hat wohl mit Schubert das Etablissement besucht, in dem dieser sich im Winter 1822/23 infizierte. Sicher, einer der Wiener Freunde sprach von „Schobers zweideutiger moralischer Haltung“, ein anderer davon, „den jungen Leuten ein gefährlicher Führer zu sein“. Doch aufgrund dieser Quellen Schober zu einer Art Mephisto in Schuberts Leben zu machen, schießt völlig über das Ziel hinaus. Die Begriffe „zweideutige moralische Haltung“ und „gefährlicher Führer“ lassen sich eindeutiger auf politische Fragen beziehen. Der Besuch eines Freudenhauses wäre sicher auch ohne Schober zustande gekommen. Und zum Thema „Ansteckungsgefahr“: schon als klar war, daß und woran Schubert schwer und unheilbar erkrankt war, vom Februar 1827 bis August 1828, wohnte Schubert bei Schober – nicht zum ersten Mal. Und da mich auch nicht wie Peter Härtling interessiert, ob und wie Schober und Schubert zusammen in einem Bett gelegen haben, bleibe ich bei der altmodischen und unspektakulären Einschätzung von Heinrich Kreißle von Hellborn, der 1861 rückblickend schrieb: „Der Umgang mit einem für Kunst so begeisterten, so fein gebildeten jungen Mann wie Schober, der selbst ein sehr glücklicher Dichter war, konnte auf Schubert wohl höchst anregend und vorteilhaft wirken.“ Schober – ein Bohemien. Schober – ein Unzuverlässiger. Aber, noch mal: kein Mephisto. Schubert starb allein, aber liebevoll umsorgt von seinem Bruder, wir haben es aus Schuberts eigenem Mund gerade gehört. Ich denke, daß Ferdinand Schubert klar war, daß da nicht nur sein Bruder sondern ein großer

Komponist starb. Ob er erahnen konnte, was dieser Franz Peter einmal für uns bedeuten werde? Schubert starb – und er starb in Bitternis. Selbst der Tod schien ihm nicht mehr Erlösung zu sein; der Liebende in „Die schöne Müllerin“ stirbt unglücklich und wohl von eigener Hand (er ertränkt sich im Mühlbach); das Los des Wanderers der „Winterreise“ ist noch viel härter: er bleibt in der Kälte der Wirklichkeit, um mit einem Leiermann als Begleiter über die Dörfer zu zieh'n: „Willst' zu meinen Liedern Deine Leier dreh'n?“ Von hier aus ist es nicht mehr weit zum „Fliegenden Holländer“, der die Erlösung da findet, wo Schubert sich zeitlebens hinsehnte; und hier folge ich Peter Härtling gerne.

Somit sind die „Abschiede eines Soldaten“ auch die eines Franz Schubert. Zeitlebens nahm er Abschied: von der leiblichen Mutter (wie übrigens auch Johannes Brahms hatte er ein ausgezeichnetes Verhältnis zu seiner Stiefmutter), von seiner ersten Liebe, Therese Grob, von der Hoffnung auf die ihm zustehende öffentliche Anerkennung und Bestallung. Schubert ein Komponist im biedermeierlichen Winkel? Wir wissen es heute: er war einer der Größten, wenn nicht der Größte in einer Reihe wie dieser. Denn – und hier sind wir wieder bei den „Reflexionen“ – in der klingenden Bewältigung der eigenen Biographie spiegeln sich die Probleme der Zeit. Versuchen Sie einmal die Texte der Schubert-Liedgruppe mit den Augen eines Metternich'schen Zensors zu lesen! Hier wird doch höchstverdächtig das kriegerische Gemeinwohl dem privaten Glück eines freien Menschen entgegengesetzt. Hier wird nicht gesungen von den hehren Zielen einer Volksgemeinschaft (oder wenigstens Waffenbrüderschaft), hier wird geklagt und resonniert, hier wird persönliches Wohlergehen gegen kollektiven Wahn eingeklagt. Doch um welchen Preis? Der Schlaf

des rastenden Kriegers, aus dem ihn niemand und nichts wecken wird, ist nichts anderes als eine Chiffre für den Tod.

Am 28. Juli 1856 schreibt Clara Schumann an Joseph Joachim:

„Theurer Joachim, nur wenige Worte! Ich bin seit gestern mit Johannes [Brahms] hier – wir wohnen im Deutschen Haus [ein Hotel in Bonn], sind aber den Tag über in Endenich. Ich sah Ihn gestern – von meinem Jammer lassen Sie mich schweigen, aber einige zärtliche Blicke empfing ich – sie nehme ich durch mein ganzes Leben hindurch! Einmal umfasste er mich auch, er kannte mich! Bitten Sie Gott um ein sanftes Ende für Ihn – es kann nicht mehr lange dauern, wie Richarz [der behandelnde Arzt] sagt. Ich verlasse ihn nicht mehr! Ach Joachim, welcher Schmerz, welcher Jammer so ihn wieder zu sehen! Aber der Blick – um Alles in der Welt misste ich Ihn nicht mehr. Denken Sie seiner und Ihrer Clara Schumann. Johannes grüßt.“

Nachschrift von Johannes Brahms:

„Frau Sch. schreibt Dir dies für den Fall, daß Du ihn vielleicht zum letzten Mal sehen wolltest. Ich will aber dann doch beifügen daß Du dir's überlegen möchtest, es ist doch sehr, sehr ergreifend u. jammervoll. Sch. ist sehr abgemagert, von Sprechen oder Bewusstsein ist keine Rede. Er kannte aber doch seine Frau umarmte sie u. lächelte. Seit 6 – 8 Tagen nimmt er nichts mehr zu sich als wenig Frucht-Gelee. Ich weiß nicht mehr zu schreiben, kann nicht. Dein Johannes.“

Krankenbericht vom 30. Juli 1856:

„Gestern um 1 Uhr Mittags 60 Athmungen, Puls kaum fühlbar. Starb um 4 Uhr Nachmittags.“

Das war das „jammervolle“ (um das Wort von Johannes Brahms aufzugreifen) Ende von Robert Schumann. Noch heute streiten die Ärzte über die Diagnose; vermutlich aber war es eine Schubert verwandte, wenn nicht die gleiche Erkrankung, die einem der geistvollsten Komponisten den Geist entriß. Es war ein langer, ein grausamer Abschied, den er nehmen mußte; vom 4. März 1854 bis zum 30. Juli 1856 war Robert Schumann Patient in der damals nach modernsten Gesichtspunkten geführten Nervenheilanstalt in Eendenich, heute ein Stadtteil Bonns. Brahms war mehrfach bei ihm; die Ärzte ließen Clara erst ganz am Ende zu ihm, denn man meinte zunächst, daß dies eine erhoffte vollständige Heilung verzögern würde. Daß daraus und aus anderen angeblichen „Indizien“, z. B. den Aufenthalt des gerade 20-jährigen Johannes Brahms im Hause Schumann, ein Szenario gestrickt wurde, daß letztlich in der Behauptung gipfelt, Clara habe den schusseligen Robert nach Eendenich schaffen lassen, um ungestört ihren Interessen mit dem jungen Pianisten aus Hamburg nachzugehen, ist eine Ungeheuerlichkeit, der entgegenzutreten ich gerne jede Gelegenheit wahrnehme, z. B. hier, denn dies wird nicht in der Regenbogen-Presse kolportiert sondern in einer seriös einherkommenden Clara-Schumann-Biographie einer Kölner Musikwissenschaftlerin. Der Komponist Aribert Reimann – übrigens selbst ein begnadeter Klavierlied-Begleiter – sprach in diesem Zusammenhang voller Berechtigung von „Bild-Zeitungs-Niveau“, eine für ihn schwerwiegende Erkenntnis, war er doch der Eigentümer des Schumann’schen Krankenberichts aus Eendenich (er ist ein Nachfahre des behandelnden Arztes, Dr. Franz Richarz) und entschloß sich darauf entgegen der Erbverfügung die Akten zu veröffentlichen – kein juristisches aber ein moralisches

Problem, und auch das kann für manche heute noch eines sein. Diese 2006 edierte Krankenakte, ergänzt durch Briefzeugnisse und zeitgenössische Berichte ist das wichtigste Dokument für die Beurteilung von Schumanns letzten Jahren; und es beweist, daß an den aufgestellten Behauptungen nichts dran ist. Es geht mir nicht darum, ob es – einmal drastisch gesagt – Clara Schumann mit Johannes Brahms getrieben hat (wann, wo und wie auch immer); ich bin Musikologe, kein Moralapostel; aber die nun zur Verfügung stehenden Dokumente zeigen eine Liebe zwischen Robert, Clara und Johannes, die die Verzweiflung kennt, ohne die Hoffnung je zu begraben. Sollten wir dies kaputt spekulieren?

Die drei Lieder Schumanns in diesem Programm beschäftigen sich mit zwei Soldaten (einer verreckt, der andere lebt weiter), einem unsterblichen Helden und einem durchgeknallten Diktator. Auch wenn dies der Text vordergründig spiegeln mag, geht es im ersten nicht um ein plattes „Hurra!“, auch wenn hier der für den spöttischen Wahl-Pariser aus Düsseldorf typische Heine'sche Umschwung in den Abgrund der Ironie nicht so offensichtlich stattfindet, wie gewohnt. Dabei muß man wissen, daß der Wahl-Pariser unter Deutschland litt – ein Leiden, das nur aus unerwiderter Liebe kommen kann – ein Leiden, das nur ein deutscher Jude erleben kann – ein Leiden, das noch in der fernen Pariser „Matratzengruft“ (Zitat Heine) so typisch stolz und deutsch ist und uns leider durch bestiefeltes Personal zwischen 1933 und 1945 totgetreten wurde. Heine ist hier der Parteigänger Napoleon Bonapartes – weniger Parteigänger der Person als des vor-demokratischen Prinzips, das dieser selbst so radikal verließ wie kaum ein anderer. Die Schlussstrophe sei schiere Ironie; das

mag ich gerne sofort mitmachen. Doch geht das Gedicht darin auf? Schumann habe hier Heines Ironie musikalisch total missverstanden, hört man andererseits tönen. Aber stimmt denn das? Man höre einmal genau auf die letzten Takte im Klavier, die ja bei Schumann selten nur Nachklang des Gesungenen sind.

Und bei Lord Byrons „Helden“ (man mache sich bitte klar: er war Freiheitskämpfer gegen Napoleon, also auf der anderen Seite der beiden Grendiere) geht es um das Fanal des Kampfes um die Freiheit, kein plattes Säbelgerassel.

Nur eine Fußnote zu Belsazar. Das Gedicht wurde 1908 paraphrasiert, um im Anschluß an den Uraufführungsskandal um Schönbergs 2. Streichquartett diesen für irre zu erklären.

Gustav Mahler muß über etwas verfügt haben, das man in gewissen Kreisen das „zweite Gesicht“ nennt. Seine Musik ist für mich eine kompositorische Antizipation dessen, was die Donaumonarchie, eigentlich ja ein sehr moderner Völkerverbund, ab 1914 explodieren ließ. Mehr als nur Nachbeben erschüttern uns noch heute, wenn ich mir vergegenwärtige, was sich im sogenannten Ex-Jugoslawien abspielt. Andererseits beschwört gerade Mahler in seiner Musik eine Welt, die mit sich im Einklang ist: Wirklichkeit und Utopie.

Verstörend immerhin so mancher Kontext. Da befindet sich die Familie des Hofoperndirektors in der Sommerfrische, die für Mahler immer Komponierzeit war. Befreit von der Fron in der Wiener Staatsoper konnte er endlich mit dem Tag machen, was er wollte; und das hieß: komponieren. Und während die Kinder draußen spielen, schreibt er abgeschottet in seinem „Komponierhäusel“ „Kindertotenlieder“. Alma, die es

immer als Ehre betrachtete, wenn Mahler ihr seine neusten Produkte vorspielte, war nun wirklich entsetzt. Wenige Jahre später starb die Tochter Maria an Scharlach und Diphtherie eine grausamen Erstickungstod, an dem Mahler fast zerbrach; kurz danach stellte man bei ihm eine Herzerkrankung fest, die ihm 1911 das Leben nahm. Ein Welt ging zuende, Mahler wußte es; drei Jahre später erfuhren es auch die anderen.

Betrachtungen zum Abschied. Daß ich zu György Kurtags Liedern nichts gesagt habe, hat mir viel Überwindung abverlangt. Ich denke aber so oft bei der Lektüre von Programmhefttexten oder Konzerteinführungen (wen und was führt da wer eigentlich wohin ein?), daß mich die Sprache gerade von sprechender Musik eher ablenkt, insbesondere wenn man mit ihr noch wenig Hörerfahrungen hat; die traditionelle Pädagogik sieht das ja eher umgekehrt. Aber sie haben ja die Texte: also machen Sie Ohren und Geist auf. Ich finde sowieso: man sollte der Musik selbst viel mehr vertrauen als ihren Exegeten.

(Hans Winking)